

The background of the cover is a traditional Japanese illustration. It depicts a samurai in the upper left, wearing a black kimono with a gold and red patterned obi, looking towards the right. In the lower right, a woman with a dark hair bun is shown in profile, looking towards the samurai. The scene is set against a blue background with white cherry blossom petals falling. A large red circle is overlaid on the center of the image, containing the title and author information.

dot:
books

LAURA JOH ROWLAND
DER
KIRSCHBLÜTEN
MORD

Sano Ichirōs
erster Fall

Über dieses Buch:

Japan, 1689. An einem kalten Wintermorgen treiben zwei Leichen im Fluss der kaiserlichen Hauptstadt: ein Handwerker und eine junge Frau adeliger Abstammung. Ihre Körper sind an Armen und Beinen zusammengebunden – alles deutet auf einen shinju hin, einen Doppelsuizid aus unglücklicher Liebe. Doch der Samurai Sano Ichirō, der jüngste unter den Polizeipräfekten Edos, findet Hinweise, die auf kaltblütigen Mord deuten. Sano beginnt auf eigene Faust zu ermitteln – trotz aller Andeutungen und Drohungen seiner Vorgesetzten, die Untersuchung fallenzulassen. Die Spur führt ihn durch die belebten Gassen von Edos Halbwelt zu Kurtisanen und Kabuki-Schauspielern ... und bis in die höchsten Kreise des Adels. Doch um seinen ersten Fall zu lösen, muss Sano Ichirō eine folgenschwere Entscheidung treffen, die alles in Frage stellt, woran er je geglaubt hat!

»Eine exotische und bestechende Kriminalgeschichte, ein literarisches Glanzstück!« Bestsellerautor Robert Harris

Über die Autorin:

Laura Joh Rowland wurde 1953 in Michigan, USA geboren. Nach einem Master of Public Health arbeitete sie unter anderem als Grafikerin und als Dozentin für kreatives Schreiben. Ihre Bücher sind internationale Bestseller und wurden in 21 Sprachen übersetzt. Heute lebt sie mit ihrem Mann in New York.

Laura Joh Rowland veröffentlichte bei dotbooks bisher 14 historische Kriminalromane aus ihrer Bestseller-Serie rund um Sano Ichirō:

- »Der Kirschblütenmord«
- »Die Rache des Samurai«
- »Die Spur des Verräters«
- »Das Geheimnis der Konkubine«
- »Der Weg des Kriegers«
- »Das Rätsel der schwarzen Lotosblüte«
- »Der Verrat der Kurtisane«
- »Der Palast des Drachenkönigs«
- »Der Brief des Feindes«
- »Der Finger des Todes«
- »Die rote Chrysantheme«
- »Die Geister des Mondes«
- »Der Feuerkimono«
- »Der Wolkenpavillion«

eBook-Neuausgabe Oktober 2020

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1994 unter dem Originaltitel »Shinjū« bei Random House, Inc., New York/

Random House of Canada Limited, Toronto.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 1994 by Laura Joh Rowland

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1996 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Covergestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung Stephanie Weischer unter Verwendung eines Bildmotives von © Alamy Stock Foto / Art World

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (CG)

ISBN 978-3-96655-372-8

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Der Kirschblütenmord« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Laura Joh Rowland
Der Kirschblütenmord

Sano Ichirōs erster Fall

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Neuhaus

dotbooks.

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt den folgenden Personen, ohne deren Hilfe dieses Buch nicht entstanden wäre: Meinem Freund und Mentor, dem bekannten Science-Fiction-Autoren George Alec Effinger. Meiner Agentin Pamela Gray Ahearn, meinem Lektor bei Random House, David Rosenthal und meinem Mann Marty Rowland. Und den Teilnehmern meines Schriftstellerkurses: Larry Barbe, Cary Bruton, Kim Campbell, O'Neil DeNoux, Debbie Hodgkinson, Jack Jernigan, Michael Keane, Mark McCandless, Marian Moore, John Webre und Fritz Ziegler.

Edo

Genroku-Periode, Jahr 1, 12. Monat

(Tokio, Januar 1689)

Prolog

Der Reiter zügelte seine Stute auf einem schmalen Pfad, der zum Fluß Sumida führte, und lauschte in die Nacht. Hatte er irgendwo im dunklen Wald Schritte vernommen? Beobachtete ihn jemand? Die Furcht ließ sein Herz schneller schlagen.

Doch er hörte nur den eisigen Wind, der in den winterkahlen Ästen der Bäume raschelte, und das leise Hufescharren seines Pferdes, welches sich unruhig bewegte. Hoch über dem Horizont stand hell der letzte Vollmond des alten Jahres und überzog den Pfad und die Bäume mit frostig-silbernem Licht. Der Reiter spähte in die Schatten, doch er sah niemanden.

Er lächelte verzerrt: Seine Schuldgefühle und die Phantasie hatten ihm etwas vorgegaukelt. Dieser Pfad in den entlegenen Randbezirken im Norden Edos wurde selbst bei Tage nur wenig benutzt. Jetzt, kurz nach Mitternacht, war er menschenleer.

Wie der Reiter es vorhergesehen hatte.

Er trieb die Stute voran, durch ein Dickicht aus Ästen und Zweigen, die am Kapuzenumhang des Reiters und dem langen, unförmigen Bündel zerrten, welches hinter ihm auf dem Pferderücken festgebunden war. Die Stute bockte, wieherte leise und blieb stehen; sie war das zusätzliche Gewicht nicht gewöhnt. Der Reiter versuchte, das Tier zu beruhigen, doch es wollte keinen Schritt mehr tun. Als es mit den Hufen aufstampfte, schwankte das Bündel bedrohlich. Rasch griff der Reiter hinter sich und hielt es fest. Eisige Furcht stieg in ihm auf. Das Bündel durfte nicht zu Boden fallen! Der Reiter war ein kräftiger Mann, doch er

würde es nicht schaffen, die Last wieder auf den Pferderücken zu heben – nicht hier. Ebenso wenig konnte er das Bündel den Rest des Weges bis zum Fluß tragen. Zu Fuß würde es eine Stunde dauern – unmöglich mit einem Bündel, das fast so groß war wie er selbst und zudem noch schwerer. Und falls er seine Last über den Boden schleifte, würden die dünnen Reishalme der *tatami*-Matten zerreißen, in die er das Bündel eingewickelt hatte, und der Inhalt Schaden nehmen.

Plötzlich trottete die Stute wieder los, nachdem sie noch einmal mit dem Huf aufgestampft hatte. Die Stricke hielten. Die Furcht des Reiters verebbte. Ihm trännten die Augen, und sein Gesicht wurde taub von der Kälte; obwohl er Handschuhe trug, schienen seine Hände an den Zügeln festzufrieren. Nur das Wissen, daß jeder Schritt ihn der Erfüllung seines Auftrags näherbrachte, verlieh ihm die Kraft weiterzumachen.

Endlich wurde der Wald lichter, und der Pfad führte steil zum Fluß hinunter. Der Reiter konnte das Wasser riechen und das Plätschern der Wellen hören, die ans Ufer schlugen. Er stieg vom Pferd, band die Zügel um einen Baumstamm und verließ den Pfad.

Das Boot war noch dort, wo er es gestern zurückgelassen hatte, zwischen den unteren Ästen einer großen Fichte verborgen. Mit seinen froststeifen Händen packte der Mann den Bug des Bootes. Vorsichtig, damit der felsige Boden dem flachen hölzernen Kiel keinen Schaden zufügen konnte, zog er das Boot auf den Pfad, bis er neben der Stute angekommen war. Dann band er die Stricke los, mit denen er das Bündel auf dem Pferderücken festgezurt hatte. Als der letzte Knoten gelöst war, fiel die Last mit einem lauten, dumpfen Aufprall ins Boot.

Der Mann schob das Boot den Hang hinunter bis ans Flußufer. Der Hang war nur vierzig Schritt lang, doch steil und uneben. Das Heben und Schieben, Drehen und Wenden des Bootes verlangte dem Mann alle Kräfte ab, so daß er

bald vor Anstrengung keuchte. Schließlich gelangte er ans Ufer, und das Boot glitt mit einem zischenden Geräusch ins Wasser. Der Mann watete in den eiskalten Fluß und zog das Boot hinter sich her, bis es genügend Wasser unter dem Kiel hatte und auf den Wellen trieb. Dann stieg er hinein.

Das Boot schwankte bedrohlich unter der vereinten Last des Mannes und des Bündels. Wasser schwappte über den Bootsrand. Für einen schrecklichen Augenblick befürchtete der Mann, das Gefährt könnte sinken, doch plötzlich hörte das Schwanken auf, und das Boot lag ruhig; der Schandeckel befand sich dicht über der Wasseroberfläche. Mit einem Seufzer der Erleichterung ergriff der Mann das Paddel, stellte sich vorsichtig im Heck auf und ruderte nach Süden in Richtung Stadt.

Vor ihm breitete sich wie ein riesiges Tuch aus ölgetränkter, von silbernem Mondlicht gesprenkelter schwarzer Seide der Fluß aus. Das Rauschen des Paddels bildete einen rhythmischen Kontrapunkt zum klagenden Heulen des Windes.

In der Nähe, am Ufer zur Rechten, erstrahlten Lichtpunkte aus dem dunklen Land, das sanft zu den Hügeln anstieg: Es waren Laternen, die das Vergnügungsviertel Yoshiwara erleuchteten, und Fackeln in den Tempelgärten von Asakusa. Vom sumpfigen Honjo, das an der fernen Küste im Osten lag, war nichts zu sehen. Und anders als im Sommer zierten keine farbenfrohen Ausflugsschiffe die Szenerie. Heute hatte der Mann den Fluß für sich allein. Beinahe genoß er die Einsamkeit und die gespenstische Schönheit der Nacht.

Doch bald wurden seine Arme müde, und sein Atem ging in kurzen, keuchenden Stößen. Schweiß tränkte seine Kleidung, so daß der bitterkalte Wind sie durchdringen konnte. Der Mann verspürte den sehnlichen Wunsch, das Boot einfach in der Strömung treiben zu lassen, zur Bucht von Edo und zum Meer. Nur die zwingende Notwendigkeit zur Eile verlieh ihm die Kraft durchzuhalten. Ihm blieben

nur noch wenige Stunden bis zum Anbruch der Dämmerung, und er brauchte den Schutz der Dunkelheit. Wenn er die Reise doch zu Lande hätte machen können, auf dem Pferderücken! Aber die vielen bewachten Tore Edos wurden vor Mitternacht geschlossen; jeder Teil der Stadt wurde abgeriegelt, und man durfte weder hinein noch hinaus. Der einzige Weg war der Fluß.

Der Mann war unendlich erleichtert, als sich voraus allmählich der vertraute Anblick der Stadt aus dem Dämmerlicht und den Nebeln schälte. Zuerst sah er die Gartenhäuser der Daimyō, der mächtigen Feudalherren, denen nicht nur ein Großteil des Landes am Oberlauf des Flusses gehörte, sondern der größte Teil Japans. Dann erhoben sich die weiß getünchten Reis-Lagerhäuser der Stadt aus der Dunkelheit. An den Anlegestellen und Kais lagen ungezählte Schiffe vertäut, deren Bug zur Mitte des Flusses wies; dessen Wasser war inzwischen trüb geworden und stank nach Fisch und Abfällen, die hier Tag für Tag über Bord geworfen wurden. Schließlich wölbte sich die Ryōgoku-Brücke vor dem Mann auf; die kunstvoll ineinandergefügten Pfeiler und Streben der Holzkonstruktion bildeten ein komplexes Muster vor dem Hintergrund des Nachthimmels.

Erschöpft lenkte der Mann das Boot ans Ende einer Anlegestelle, die sich stromabwärts, jedoch immer noch in Sichtweite der Brücke befand. Er stellte das Paddel zur Seite und vertäute das Boot an einem Pfahl. Erneut stieg Furcht in ihm auf; diesmal stärker als zuvor: Hinter den tristen Fassaden der Lagerhäuser lag die ganze riesige Stadt Edo. Der Mann konnte die Millionen von Seelen spüren, die dort lebten. Sie schliefen nicht, sondern beobachteten ihn. Er kämpfte die aufsteigende Panik nieder und kniete sich vor dem Bündel zu Boden. Behutsam, um das Boot nicht zum Schwanken zu bringen, wickelte er das steife Strohgeflecht ab. Ein Blick zum Himmel zeigte ihm, daß der Mond untergegangen war; die

einsetzende Morgendämmerung tauchte den östlichen Horizont bereits in zartrosa Licht. Der Mann konnte schon die Anlegestellen vor den Holzlagern von Fukagawa auf dem gegenüber liegenden Ufer ausmachen.

Er kämpfte das Verlangen nieder, die letzte Reisstrohmatten hastig herunterzuzerren; statt dessen wickelte er sie vorsichtig ab.

Die zwei Leichen, im Tod durch Stricke vereint, die um ihre Fuß- und Handgelenke gebunden waren, lagen vor ihm; ihre Gesichter waren einander zugewandt, Wange an Wange. Der Mann trug einen kurzen Kimono und die Baumwollhose eines gemeinen Bürgers. Er hatte ein nichtssagendes, derbes Gesicht und kurzgeschorenes Haar. Die verquollenen Augen und der sinnliche Mund kündeten von einem Leben voller Ausschweifungen, Fleischeslust und Habsucht. Dieser Mann hatte den Tod verdient. Wie leicht es doch gewesen war, ihn mit dem Versprechen auf Reichtümer ins Verderben zu locken!

Aber die Frau ...

Ihr unschuldiges junges Gesicht, das mit Schminke aus Reismehl bedeckt war, schimmerte in einem beinahe durchscheinenden Weiß. Die dünnen dunklen Striche, die über ihre rasierten Brauen gezogen waren, bildeten schön geschwungene Bögen über den geschlossenen, mandelförmigen Augen mit den langen Wimpern. Die Lippen waren leicht geöffnet und gewährten den Blick auf zwei makellose Schneidezähne, mit Tusche geschwärzt, wie es bei Damen von hoher Geburt in Mode war. Sie schimmerten wie zwei schwarze Perlen. Das lange schwarze Haar reichte ihr fast bis zu den Füßen; in sanften Wogen fiel es über einen Kimono aus Seide, der mit seinem Muster von zarten Kirschblüten ihren schlanken Körper umhüllte.

Seufzend dachte der Mann daran, daß der Tod der Frau ebenso notwendig gewesen war wie der ihres Gefährten.

Doch er konnte ihre Schönheit nicht betrachten, ohne einen Stich von Trauer zu verspüren ...

Ein scharfes, pochendes Geräusch ließ ihn aufschrecken. Kam jemand über die Anlegestelle in seine Richtung? Das Pochen wiederholte sich: zwei lange, kräftige Schläge, gefolgt von drei leichteren, rasch aufeinander folgenden. Der Mann entspannte sich. Es war nur der Nachtwächter, der irgendwo an Land mit seinem hölzernen Stecken auf den Boden gepocht hatte, um die Uhrzeit zu vermelden. Das Wasser hatte das Geräusch verstärkt.

Der Mann nahm eine kleine, flache Schachtel aus Lack aus seinem Umhang und schob sie unter die Schärpe der Frau. Dann packte er beide Körper zugleich, hob sie in die Höhe und rollte sie über den Bootsrand. Ein gedämpftes Klatschen ertönte, als die Leichen ins dunkle Wasser fielen. Bevor sie versinken konnten, ergriff der Mann das Ende des Seils, mit dem die Hand- und Fußgelenke der Toten aneinander gefesselt waren, band es um den Pfahl und klemmte es in einer Spalte im aufgeweichten, pilzbewachsenen Holz fest. Er warf einen Blick auf die zwei Leichen, die nun dicht unter der Wasseroberfläche trieben, in einem sanft wogenden Gespinst, das vom langen Haar der Frau gebildet wurde. Dann schaute der Mann zurück zur Brücke.

Und nickte zufrieden. Wenn man die Toten entdeckte – und das würde schon bald der Fall sein –, würde jeder vermuten, daß der Mann und die Frau gemeinsam von der Brücke in den Tod gesprungen und mit der Strömung den Fluß hinuntergetrieben waren, bis das Seil, mit dem sie sich aneinander gefesselt hatten, am Pfahl hängengeblieben war. Der versiegelte Brief in dem wasserdichten Kästchen aus Lack würde diesen Eindruck untermauern. Ein letztes Mal blickte der Mann auf den Pfahl, um sich zu vergewissern, daß das Seil hielt. Dann band er das Boot los und machte sich auf die lange, kalte Rückfahrt stromaufwärts.

Kapitel 1

Yoriki Sano Ichirō, der neueste Bezirksvorsteher der 1. Polizei von Edo, ritt langsam über die Nihonbashi-Brücke. Am frühen Morgen dieses sonnigen, klaren Wintertages wimmelte es um ihn herum von Menschen: Lastenträger, die Körbe voller Gemüse zum Markt brachten; Wasserverkäufer, die hölzerne Stangen über den Schultern trugen, an deren Enden Eimer hingen; Kunden und Händler aller Art beugten sich unter den Lasten auf ihrem Rücken. Die Planken der Brücke dröhnten und bebten unter den Schritten holzbesohlter Sandalen; die Luft war erfüllt von Rufen, Gelächter und Stimmengewirr. Selbst Sanos Status als Samurai, den bestimmte äußere Merkmale erkennen ließen, ermöglichte ihm kein schnelleres Vorankommen. Sein Pferd, eine braune Stute, hob ihn nur um wenig über die wogenden Köpfe der Menge empor. Die zwei Schwerter, die er trug – ein Langschwert mit gekrümmter Klinge sowie ein kürzeres, dolchartiges Schwert – bewirkten nur hier und da ein gemurmertes: »Ich bitte um Vergebung, ehrenwerter Herr.«

Doch Sano genoß den gemächlichen Ritt und seine Freiheit. Endlich einmal war er der Langeweile entronnen, die seinen ersten Monat im Amt des *yoriki* gekennzeichnet hatte. Als einstiger Lehrer und Geschichtsgelehrter hatte Sano rasch erkannt, daß die Verwaltungsarbeit in seinem kleinen Polizeibezirk ihn längst nicht so ausfüllte wie das Studium alter Texte oder die Lehrtätigkeit an der Knabenschule. Er vermißte seinen alten Beruf. Der Gedanke, nie mehr einer verlorenen oder geheimnisvollen Fährte in die Vergangenheit zu folgen, hinterließ eine

bittere, schmerzhaft Leere in seinem Innern. Hinzu kam, daß er nicht aufgrund besonderer Begabungen oder gar aus freiem Entschluß, sondern familiärer Umstände und Verbindungen wegen in die ihm unbekannt Welt des Polizeidienstes eingetreten war. Doch er hatte sich geschworen, das Beste daraus zu machen.

An diesem Tag wollte Sano seinen neuen Zuständigkeitsbereich persönlich in Augenschein nehmen, statt in seiner Amtsstube zu sitzen und die Berichte seiner Untergebenen mit Dienstsiegeln zu versehen. Voller erwartungsvoller Neugier blickte er über das Brückengeländer auf das Panorama der Stadt Edo.

Auf dem breiten, von weißgetünchten Lagerhäusern gesäumten Kanal wimmelte es von Barken und Fischerbooten. Der Rauch aus zahllosen Kohlebecken und Herdstellen bildete einen Dunstschleier über den niedrigen Ziegel- und Strohdächern, die sich in allen Himmelsrichtungen über die Ebene ausbreiteten.

Durch den Dunst konnte Sano den Palast von Edo erkennen, der auf einem Hügel am Ende des Kanals stand. Dort hatte Ieyasu, der erste Tokugawa-Shōgun, vor vierundsiebzig Jahren das Zentrum seiner Militärdiktatur eingerichtet, fünfzehn Jahre, nachdem er die gegnerischen Kriegsherrn in der Schlacht von Sekigahara geschlagen hatte. Die in die Höhe gebogenen Vorsprünge der vielen Dächer des Palasts verliehen ihm das Aussehen einer Pyramide aus weißen Vögeln, die im Begriff waren, sich in die Luft zu erheben: ein passendes Symbol für den Frieden, der nach der Schlacht eingetreten war – die längste Friedenszeit, die Japan seit fünfhundert Jahren erlebt hatte.

Hinter dem Palast lag das Hügelland im Westen; pastellene Schemen, die nur um wenig blauer waren als der Himmel. Der ferne, schneebedeckte Kegel des Fujiyama ragte über den Hügelnempor. Leise wehte das Klingeln von Tempelglocken an Sanos Ohren und trug zur Kakophonie der Geräusche bei.

Am Fuß der Brücke angelangt; kam Sano am lärmenden, übelriechenden Fischmarkt vorüber. Er trieb sein Pferd durch die schmalen, gewundenen Straßen von Nihonbashi, dem Viertel der Bauern und Händler, das nach der Brücke benannt war. In einer der Straßen, in den offenen Eingängen der aus Holz errichteten Läden, feilschten Sakeverkäufer mit ihren Kunden. Hinter der nächsten Straßenecke befand sich eine Reihe von Färbereien; hier arbeiteten Männer an dampfenden Bottichen. Die Hufe des Pferdes und die Sandalen der Passanten bewegten sich mit schmatzenden, glucksenden Lauten über den schlammigen, von Abfällen bedeckten Boden. Sano bog um eine weitere Straßenecke.

Und gelangte auf eine große freie Fläche, wo in der letzten Nacht ein Feuer drei Straßenzüge vollkommen niedergebrannt hatte. Die verkohlten Überreste von etwa fünfzig Häusern - nasse Asche, geschwärzte Balken und Dachsparren, durchnäste Trümmer und Dachziegel - lagen auf dem Boden verstreut. Der bittere Geruch von verbranntem Zypressenholz hing in der Luft. Verzweifelte Anwohner wühlten auf der Suche nach Gegenständen, die noch zu gebrauchen waren, durch die schwelenden Haufen aus Asche, Schmutz und Schutt.

»Aiija«, klagte eine alte Frau. »Mein Haus ist vernichtet, all mein Hab und Gut! Was soll ich nur tun?« Andere stimmten in ihr Klagen ein.

Sano seufzte und schüttelte den Kopf. Vor zweiunddreißig Jahren - zwei Jahre vor seiner Geburt - hatte das Große Feuer den größten Teil der Stadt verschlungen und hunderttausend Menschenleben gefordert. Und noch immer sprossen die »Blüten von Edo«, wie die Brände hier genannt wurden, fast jede Woche zwischen den Holzhäusern, wo der steife Wind einen einzigen Funken rasch zu einer verheerenden Feuersbrunst entfachen konnte. Deshalb läuteten die Feuerwächter von ihren wackligen hölzernen Türmen hoch über den Dächern

beim ersten Anblick einer offenen Flamme die Alarmglocken. Die Bürger Edos schliefen unruhig, stets darauf gefaßt, den Feueralarm zu vernehmen. Die meisten Brände waren Unglücksfälle und entstanden durch ein harmloses Mißgeschick, etwa durch eine Lampe, die jemand zu nahe an einen Wandschirm aus Papier gestellt hatte. Doch auch Brandstiftung war keine Seltenheit.

Sano war sicher, daß er erfahren würde, ob dieses Feuer durch Brandstiftung entstanden war. Doch ein Blick auf die Ruinen zeigte ihm, daß er nicht damit rechnen konnte, dort den Beweis dafür zu finden. Er mußte sich auf die Schilderungen von Zeugen stützen. Sano stieg vom Pferd und trat auf einen Mann zu, der eine eiserne Kiste aus dem Schutt zerrte.

»Habt Ihr beobachtet, wie das Feuer ausgebrochen ist?« rief Sano.

Die Antwort bekam er nie, denn in diesem Augenblick erklangen hinter ihm schnelle Schritte und die Rufe: »Bleib stehen! Bleib stehen!« Sano drehte sich um. Ein dünner, in Lumpen gekleideter Mann rannte keuchend und schluchzend an ihm vorbei. Ein Pöbelhaufe verfolgte ihn, schreiend und Knüttel schwingend. Plötzlich rutschte der barfüßige Mann auf dem schlammigen Untergrund aus und fiel etwa zehn Schritt von Sano entfernt zu Boden. Sofort stürzten die Verfolger sich auf den Mann und schlugen mit den Knütteln auf ihn ein.

»Dafür wirst du sterben, du erbärmlicher Hund!« rief einer von ihnen.

Die Schluchzer des zerlumpten Mannes wurden zu Schreien der Angst und des Schmerzes. Er warf die Arme in die Höhe, um sich vor den Schlägen zu schützen.

Sano eilte zu der Gruppe hinüber und packte einen der Angreifer beim Arm. »Hör auf, du bringst ihn ja um! Was glaubst du, was du tust?«

»Wer will das wissen?«

Als Sano die schroffe Stimme im Rücken hörte, drehte er sich um. Ein stämmiger Mann mit kleinen, böartigen Augen stand dicht hinter ihm. Er trug einen kurzen Kimono über Beinlingen aus Baumwolle; sein geschorenes Haar und das Kurzschwert, das er an der Hüfte über seinem grauen Umhang trug, kennzeichneten ihn als einen Samurai niederen Ranges. Dann erblickte Sano einen Gegenstand, den der Mann in der rechten Hand hielt: einen dünnen stählernen Stab mit zwei gekrümmten Dornen über dem Griffstück, welche die Schwertklinge eines Angreifers abfangen konnten. Es war eine *jitte*, eine Verteidigungswaffe, die zur üblichen Ausrüstung der *dōshin* gehörte, jener Polizeibeamten, die durch die Stadt patrouillierten, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Sano durchzuckte die plötzliche Erkenntnis, daß dieser Mann zu den Hunderten seiner Untergebenen zählte – eines aus der langen Reihe demutsvoll gesenkter Häupter, an denen Sano Ichirō bei seiner formellen Amtseinführung vorübergeschritten war, als er seinen Mitarbeitern vorgestellt wurde. Die bewaffneten Schläger, die inzwischen von ihrem Opfer abgelassen hatten und nun Sano anstarrten, waren die zivilen Helfer des *dōshin*, von dem sie in Eigenverantwortung eingestellt wurden. Diese Helfer erledigten die polizeiliche Dreckarbeit unter der Leitung des *dōshin* und sie waren nur ihm Rechenschaft schuldig. Drei der Schläger kamen nun in drohender Haltung auf Sano zu.

»Wer seid Ihr?« wiederholte der *dōshin* mit scharfer Stimme.

»Ich bin *yoriki* Sano Ichirō«, erwiderte Sano. »Und jetzt sagt mir, weshalb Eure Männer diesen Bürger verprügeln.«

Obwohl Sano mit ruhiger, fester Stimme gesprochen hatte, schlug ihm das Herz bis zum Hals, denn er würde kaum die Möglichkeit haben, notfalls seine erst kürzlich erworbene Amtsgewalt geltend zu machen.

Der *dōshin* starrte Sano offenen Mundes an. Sichtlich verwirrt rieb er sich mit der Hand über das vorstehende Kinn. Dann verbeugte er sich unterwürfig.

»*Yoriki Sano-san*«, murmelte er. »Ich habe Euch nicht erkannt.«

Herrisch nickte er seinen Helfern zu, die hastig in einer Reihe Aufstellung nahmen und sich vor Sano verbeugten, die Hände auf den Knien. »Ich bitte demütigst um Vergebung.«

Der mürrische Tonfall des Mannes strafte seine respektvollen Worte Lügen. Sano konnte die verschleierte Verachtung des *dōshin* spüren. Die Lider des Mannes wurden schmal, als sein Blick über den frisch rasierten Scheitel und das eingölte Haar Sanos glitt, das am Hinterkopf zu einem kunstvollen Knoten gebunden war. Abscheu lag in seinen kleinen, böartigen Augen, als er die vornehme Kleidung Sanos musterte: den schwarz und braun gestreiften *haori* und die neue schwarze *hakama*, die weite Hose, die Sano unter dem Umhang trug. Angesichts dieser offenkundigen Respektlosigkeit loderte Zorn in Sano auf; doch er konnte die Verachtung des Mannes verstehen. Die *yoriki* galten allgemein als eitel. Sano gab zwar nichts auf Äußerlichkeiten, doch sein Vorgesetzter, Magistrat Ogyū, hatte besonders hervorgehoben, wie wichtig gute Kleidung und ein ordentliches Erscheinungsbild seien.

»Ich nehme Eure Entschuldigung an«, sagte Sano und beschloß, sich mit dem aktuellen Vorfall zu beschäftigen, anstatt sich mit Nebensächlichkeiten aufzuhalten und einem respektlosen Untergebenen den Kopf zurechtzusetzen. »Und nun beantwortet meine Frage: Was hat dieser Mann getan, daß Ihr ihn bestraft?«

Jetzt konnte Sano Verwunderung auf dem Gesicht des *dōshin* erkennen. *Yoriki* begaben sich nur selten auf die Straßen; sie zogen es vor, sich den schmutzigen Niederungen der alltäglichen Polizeiarbeit fernzuhalten. Ein *yoriki* erschien allenfalls bei sehr ernstesten Vorfällen, und

dann auch nur als oberster Befehlsherr in voller Rüstung, mit Helm und Lanze. Sano vermutete, daß er der erste *yoriki* war, der Nachforschungen über einen alltäglichen Häuserbrand anstellte.

»Das hier hat der Mann dort getan«, antwortete der *dōshin* und zeigte erst auf die ausgebrannten Hausruinen, dann auf den Zerlumpten. »Er hat das Feuer gelegt und fünfzehn Menschen getötet.« Er spuckte auf den Mann, der immer noch mit dem Gesicht im Schlamm lag. Dieser schluchzte leise, und seine Schultern zuckten.

»Woher wißt Ihr das?«

Vor Zorn und Haß reckte der *dōshin* sein vorstehendes Kinn noch weiter vor. »Gleich nach Ausbruch des Brandes haben die Anwohner einen Mann aus der Straße flüchten sehen, *yoriki* Sano-san. Außerdem ist der Kerl geständig.«

Sano ging an den Helfern des *dōshin* vorüber zu dem am Boden liegenden Mann. »Ihr braucht keine Angst mehr zu haben«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Steht auf!«

Schwerfällig drehte der Mann sich auf die Seite, krümmte die Hüfte und erhob sich auf die Knie. Auf den Fersen sitzend, wischte er sich den Schlamm aus dem Gesicht. Dann öffnete er zu Sanos Erstaunen den Mund zu einem breiten, zahnlosen Lächeln.

»Ja, Herr.« Er nickte, und seine Augen funkelten. Trotz der Falten, die seine Wangen und die Stirn furchten, sah er so unschuldig aus wie ein Kind.

»Wie heißt Ihr?« fragte Sano.

»Ja, Herr.«

Sano stellte die Frage noch einmal. Als er wieder die gleiche Antwort bekam, versuchte er es auf andere Weise. »Wo wohnt Ihr?«

»Ja, Herr.«

»Habt Ihr das Feuer gelegt?« Sano wurde allmählich klar, wen er vor sich hatte.

»Ja, Herr! Ja, Herr!« Als der Mann sah, wie Sanos Miene sich verdüsterte, schwand sein Lächeln. Mühsam erhob er

sich, fiel aber wieder zu Boden, als die Helfer des *dōshin* ihn erneut umringten. »Nicht mehr schlagen, Herr!« flehte er.

»Niemand wird dir ein Leid tun.« Wutentbrannt fuhr Sano zum *dōshin* herum. »Dieser Mann ist nicht bei Verstand. Er weiß nicht, was er sagt, und er kann Eure Fragen nicht begreifen. Sein Geständnis ist nichts wert.«

Das Gesicht des *dōshin* rötete sich. Er spannte die Schultern und schüttelte die *jitte* in der geballten Faust. »Ich habe den Mann gefragt, ob er das Feuer gelegt hat. Er hat es zugegeben. Woher sollte ich wissen, daß er schwachsinnig ist?«

Eine Stimme aus der wachsenden Menge der Zuschauer rief: »Hättest du dir Zeit genommen, mit ihm zu reden, hättest du's bemerkt!« Und jemand anders rief: »Er ist bloß ein harmloser alter Bettler!« Zustimmendes Gemurmel erhob sich.

»Seid still!« Der *dōshin* fuhr zu der Menge herum, und das Murmeln verstummte. Dann wandte er sich wieder an Sano. »Brandstiftung ist ein schweres Verbrechen«, sagte er mit erzwungener Ruhe und einem gerüttelt Maß an Selbstgerechtigkeit. »jemand muß dafür büßen.«

Für einen Augenblick war Sano versucht, die Stimme zu erheben. Diesem Polizisten – und vielen anderen, falls die Gerüchte der Wahrheit entsprachen – war es offenbar wichtiger, einen Sündenbock zu finden, als die Wahrheit aufzudecken. Zu gern hätte Sano diesen Mann, der seine Pflichten vernachlässigte, scharf zurechtgewiesen. Dann sah er, wie die freie Hand des *dōshin* sich zum Schwertgriff bewegte. Sano wußte, daß nur sein Rang den Mann davon abhielt, ihn auf der Stelle zu fordern. Er, der *yoriki*, hatte den *dōshin* das Gesicht verlieren lassen, vor seinen eigenen Leuten und den Bewohnern des Viertels. Gleich am ersten Tag auf den Straßen Edos hatte Sano sich einen Feind gemacht.

Um Frieden zu stiften, sagte er versöhnlich: »Dann müssen wir den wirklichen Brandstifter finden. Ihr, Eure Männer und ich werden die Zeugen befragen.«

Sano beobachtete, wie der *dōshin* und dessen Leute davongingen, um sich unter die Menge der Gaffer zu mischen. Ein seltsames Hochgefühl überkam Sano. Er hatte eine Ungerechtigkeit verhindert und wahrscheinlich zudem einem Mann das Leben gerettet. Zum erstenmal erkannte er, daß auch das Amt des *yoriki* Möglichkeiten bot, die Wahrheit zu finden – und Lohn einbrachte, wenn man diese Wahrheit gefunden hatte. Vielleicht größeren Lohn, als einem Gelehrten zuteil wurde, der sich mit alten Schriften beschäftigte. Doch Sano fragte sich besorgt, wie viele Feinde er sich noch machen würde.

Als er ins Verwaltungsviertel von Hibiya, im Südosten des Palasts von Edo, zurückkehrte, war es früher Nachmittag. In Hibiya befanden sich die Villen der hohen städtischen Beamten; sie dienten als Wohnhäuser und Verwaltungsgebäude zugleich. Botengänger kamen mit Dokumentenrollen an Sano vorbei, als er über die schmalen Straßen ritt, zwischen den Lehmmauern hindurch, hinter denen die Fachwerkhäuser mit ihren Ziegeldächern standen. Amtsträger in weiten Seidengewändern schlenderten zu zweit oder in Gruppen umher; Bruchstücke von Gesprächen, die sich um Regierungsangelegenheiten oder den neuesten politischen Klatsch drehten, drangen an Sanos Ohren. Dienstboten eilten durch die Tore der Villen, Servierbretter mit Tee und Speisen in den Händen. Beim Gedanken an diese Leckerbissen bedauerte Sano, auf dem Rückweg an einem Verkaufsstand fette Nudeln gegessen zu haben. Doch die Nachforschungen über die Feuersbrunst hatten länger gedauert als erwartet, und die hastige, wenig schmackhafte Mahlzeit hatte es Sano immerhin ermöglicht, sich ohne weiteren Aufschub seinen anderen Pflichten

zuzuwenden. Er bog um eine Gebäudeecke und hielt auf die Polizeizentrale zu.

»*Yoriki Sano-san!*« Atemlos kam ein Bote zu ihm gerannt und verbeugte sich flüchtig. »Verzeiht, Herr. Magistrat Ogyū möchte Euch sofort sprechen. Im Gerichtssaal, Herr.« Fragend hob der Mann den Blick, wartete auf Sanos Antwort.

»Ist gut. Du kannst gehen.«

Einer Vorladung des Magistraten mußte man unverzüglich Folge leisten. Sano zog sein Pferd herum und schlug eine andere Richtung ein.

Die Villa des Magistraten Ogyū gehörte zu den größten im Verwaltungsviertel. An den überdachten Portalen des Tores wies Sano sich bei zwei bewaffneten Posten aus, die Brustharnische und Helme aus Leder trugen. Er ließ sein Pferd bei den Wächtern zurück; dann betrat er das Grundstück und ging zwischen kleinen Gruppen von Stadtbewohnern hindurch, die sich auf dem Hof versammelt hatten. Einige warteten darauf, dem Magistraten ihre Streitigkeiten vorzutragen; andere, deren Hände gefesselt waren und die von *dōshin* bewacht wurden, warteten offensichtlich auf ihre Verhandlung.

Im Haupteingang des langen, niedrigen Gebäudes blieb Sano stehen. Vor den Fenstern befanden sich schlichte Holzgitter. Die vorstehenden Dachvorsprünge warfen tiefe Schatten auf die Veranda. Bei seinem ersten Besuch in der Villa Ogyūs hatte Sano deren düstere, bedrückende Atmosphäre irgendwie als symbolisch für die oft harten Urteile betrachtet, die im Innern dieses Gebäudes verkündet wurden. Der Garten, der die Villa umgab, erinnerte Sano an einen Friedhof: unbeleuchtete steinerne Laternen, winterkahle Bäume. Er schüttelte diese Eindrücke ab und stieg die Holztreppe zum Eingang hinauf. Ein Nicken der beiden Wachen, die dort auf Posten standen, und Sano öffnete die schwere, mit Schnitzereien verzierte Tür.

»Hufschmied Gorō.« Magistrat Ogyūs Stimme hallte durch den langen Gerichtssaal, als Sano im Türeingang innehielt. »Was die Anklage betrifft, die gegen dich erhoben wird, habe ich alle Beweise erwogen, die mir vorgetragen wurden.«

Sano wartete im hinteren Teil der Halle bei den Samurai, die als Ordner im Gerichtssaal dienten. Am anderen Ende kniete Magistrat Ogyū auf einem Podium. Er war ein alter, dünner Mann mit hängenden Schultern und wirkte in seinen großen, roten und schwarzen Seidenroben geradezu winzig. Im Licht der Lampen zu beiden Seiten seines schwarz lackierten Schreibpults sah er aus wie eine Figur auf einer Bühne. Bis auf das Podest, auf dem Ogyū saß, lag der Raum im Halbdunkel; das Sonnenlicht, das trübe durch die mit Seidenpapier bespannten Fenster fiel, war die einzige andere Lichtquelle. Unmittelbar vor dem Podest befand sich der *shirasu*, ein rechteckiges Stück Fußboden, das mit weißem Sand bedeckt war, dem Sinnbild der Wahrheit. Dort kniete der Angeklagte auf einer Matte, an Hand- und Fußgelenken gefesselt. Zwei *dōshin* knieten zu beiden Seiten des *shirasu*. Eine kleine Zuschauermenge – die Zeugen, die Familie des Angeklagten und der Vorsteher seines Wohnbezirks – bildete eine lange Reihe, die sich bis in den hinteren Teil der Halle erstreckte.

»Die Beweise lassen ohne jeden Zweifel erkennen, daß du des Mordes an deinem Schwiegervater schuldig bist«, fuhr Ogyū fort.

»Nein!« brach es wie ein Verzweiflungsschrei aus dem Beschuldigten hervor. Er wand sich auf der Matte und zerrte an den Fesseln.

Einige Zuschauer schrien laut auf. Eine Frau brach weinend zusammen.

Ogyū hob die Stimme, so daß sie den Lärm übertönte. »Ich verurteile dich zum Tode«, sagte er. »Deine Familie wird aus der Provinz verbannt, auf daß sie deine Schande teilen möge.« Er nickte einem der *dōshin* zu, worauf dieser

aufsprang und den schreienden, wild an den Fesseln zerrenden Gefangenen durch eine Hintertür schleppte. Die Aufseher eilten nach vorn und führten die Zuschauer aus dem Saal; einer zerrte die weinende Frau am Ellbogen hinaus. Dann rief Ogyū: »Sano Ichirō. Tretet vor.«

Sano ging in den vorderen Teil des Gerichtssaals und kniete hinter dem *shirasu* nieder. Er war ein wenig schockiert: Ogyū hatte soeben einen Mann zum Tode verurteilt und seine Familie in die Verbannung geschickt, doch er machte einen so gelassenen Eindruck, als wäre nichts geschehen. Sano rief sich ins Gedächtnis, daß Ogyū seit dreißig Jahren als einer der beiden Magistraten Edos diente: Er hatte so viele Urteile gefällt, daß er gegen jegliche Gefühle immun geworden war – Gefühle, die andere Menschen in Gewissensnöte gebracht hätten. Sano verbeugte sich tief und fragte: »Womit kann ich Euch dienen, ehrenwerter Magistrat?«

Ogyūs fahle, spinnengleiche Hände spielten mit dem Magistratssiegel, einem rechteckigen Stück Alabaster, in das die Schriftzeichen seines Namens und Ranges graviert waren. Sein verhärmttes Gesicht mit den schweren Lidern wirkte im flackernden Licht der Lampen bleich und kränklich, und sein altersfleckiger, kahler Schädel sah aus wie eine faulige Melone.

»Brandstiftung ist ein schweres Verbrechen«, murmelte Ogyū und betrachtete mit gespielter Besorgnis sein Amtssiegel. Er hielt inne; dann fügte er hinzu: »Aber kein außergewöhnliches.«

»Ja, ehrenwerter Magistrat«, erwiderte Sano und fragte sich, weshalb Ogyū ihn zu sich bestellt hatte. Bestimmt nicht, um Belanglosigkeiten auszutauschen. Doch wie viele Angehörige der vornehmen, gehobenen Klasse, kam auch Ogyū niemals sofort zum Kern der Sache. Als Sano vor dem Magistraten kniete, kam es ihm so vor, als würde über ihn selbst – oder besser, sein Begriffsvermögen – zu Gericht gesessen.

Schließlich fuhr Ogyū fort: »Derart wichtige, aber unerquickliche Angelegenheiten sollten am besten den niederen Schichten des Volkes selbst überlassen werden. Außerdem haben die Taten eines einzelnen die unglückselige Eigenschaft, sich negativ auf die Taten anderer auszuwirken.« Ogyū drehte den Kopf zu den Fenstern, die nach Norden wiesen, in Richtung Palast.

Plötzlich wußte Sano Bescheid: In Edo wimmelte es von Spitzeln und Informanten; sie gehörten zum Netzwerk der Geheimen Dienste, das dem Shōgun half, die uneingeschränkte Macht der Tokugawas über das Land aufrecht zu erhalten. Zweifellos hatte jemand von dem Tag an, da Sano sein Amt angetreten hatte, Ogyū von den Aktivitäten des neuen *yoriki* berichtet. Dieser Jemand mußte auch in der Zuschauermenge am Ort der Feuersbrunst gewesen sein. Und Ogyū hatte Sano soeben zu verstehen gegeben, daß es eine Schande für die ganze Regierung sei – bis hinauf zum Shōgun –, wenn ein Mann im Range eines *yoriki* die Arbeit eines *dōshin* übernahm. Wenngleich Sano seinem Vorgesetzten nicht widersprechen wollte, sah er sich zur Verteidigung gezwungen.

»Ehrenwerter Magistrat, der *dōshin* und seine Männer hätten einen Unschuldigen verhaftet, hätte ich sie nicht aufgehalten«, sagte er. »Durch die Zeugenbefragung haben wir eine Beschreibung des wirklichen Brandstifters erhalten, und ...«

Ogyū hob einen Finger, und Sano verstummte. Nie zuvor hatte er eine Geste des Magistraten gesehen, die einem unverhohlenen Tadel so nahe kam. Doch statt über die Nachforschungen bei der Brandstiftung zu reden, wechselte Ogyū das Thema. »Ich hatte gestern die Ehre, von Katsuragawa Shundai zum Tee geladen zu werden.«

Die Silben des Namens stürzten wie eine Decke aus Eisen auf Sano nieder. Alle weiteren Einwände erstarben ihm auf den Lippen. Katsuragawa Shundai war sein Gönner – jener Mann, der ihm zu seinem Amt verholfen hatte.

Während der Bürgerkriege im vergangenen Jahrhundert hatte Sanos Urgroßvater, ein Lehnsmann im Dienste des Fürsten Kii, einem Kriegskameraden das Leben gerettet dem Oberhaupt der Familie Katsuragawa. Das Vermögen der Katsuragawas war gewachsen, während das der Sanos dahingeschmolzen war; doch die Tat auf dem Schlachtfeld hatte unverbrüchliche Bande zwischen beiden Familien geknüpft. Sano konnte sich noch an den Tag erinnern, als sein Vater die alte Schuld eingefordert hatte ...

Der Vater hatte Sano zu Katsuragawa Shundai ins Schatzamt der Stadt mitgenommen. Sie hatten sich in Katsuragawas luxuriöser Schreibstube niedergekniet und von einem Diener zwei Schalen Tee entgegengenommen.

»Ich habe nicht mehr lange zu leben, Katsuragawa-*san*«, hatte Sanos Vater gesagt. »Deshalb muß ich in einer bestimmten Angelegenheit Eure Hilfe erbitten. Es betrifft meinen Sohn. Ich kann ihm kein Vermögen hinterlassen, und er ist nur ein Lehrer ohne Zukunftsaussichten und ohne besondere Fähigkeiten. Aber mit Eurem Einfluß könntet Ihr gewiß dafür sorgen ...?«

Katsuragawa beantwortete die unausgesprochene Frage nicht sofort. Er zündete sich seine Pfeife an und musterte Sano abschätzend. Schließlich sagte er: »Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Sano hielt den Blick gesenkt und starrte auf die Teeschüssel. Er hoffte, daß Katsuragawa nichts für ihn tun würde, denn er wußte, daß die Gehorsamspflicht dem Vater gegenüber verlangte, jedes Angebot Katsuragawas anzunehmen. Doch Sano konnte sich nicht mit dem Gedanken abfinden, von Katsuragawas Macht und Einfluß zu profitieren. Heutzutage, in Friedenszeiten, konnten Samurai mit dem Schwert weder Ruhm ernten noch ihren Lebensunterhalt verdienen. Ihre Hoffnung auf Erfolg gründete sich vielmehr darauf, ein Amt in der Regierungsbürokratie zu erlangen, was durch die Verbindung familiärer Beziehungen und persönlicher

Fähigkeiten am ehesten möglich war. Doch Sano war der Gedanke zuwider, seinen geliebten Beruf für eine Anstellung aufgeben zu müssen, die so wenig zu ihm paßte wie er zu ihr.

Ogyūs Stimme riß ihn in die Gegenwart zurück. »Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

»Ja, ehrenwerter Magistrat«, sagte Sano bedrückt. Ogyū hatte ihn an seine Verpflichtungen gegenüber dem Vater und Katsuragawa Shundai erinnert. Um diese Verpflichtungen zu erfüllen, hatte Sano eingewilligt, das Amt des *yoriki* anzunehmen, nachdem Ogyū, Katsuragawas Bitte entsprechend, ihm diese Stelle angeboten hatte. Dies aber ließ Sano keinen Freiraum mehr für Diskussionen, eigenständiges Handeln oder ungezwungenes Auftreten. Pflicht, Treue und Gehorsam waren die obersten Prinzipien des *bushidō* – des »Wegs des Kriegers« –, jenes strengen Kodex, der das Verhalten eines Samurai bestimmte. Seine Ehre, die höchste und bedeutendste aller Tugenden, verlangte das bedingungslose Festhalten an diesem Kodex. Und die Militärregierung, der Sano diente, schätzte Fügsamkeit und Gehorsam höher ein als die Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit, die ihr ohnehin als dehnbare Begriffe galten. Sano mußte sich auf Kosten der eigenen Wünsche und Vorstellungen denen seiner Vorgesetzten beugen. Und er fühlte sich durch Ogyūs unausgesprochene Kritik zutiefst beschämt. Nie wieder würde er das Verwaltungsviertel verlassen, um vor Ort Nachforschungen über jene Fälle anzustellen, die über sein Schreibpult gingen. Von nun an würden diese Fälle für Sano lediglich Schriftzeichen auf Papier sein. Noch einmal verbeugte er sich – in der Erwartung, von Ogyū entlassen zu werden.

Doch der Magistrat hatte noch etwas vorzubringen. »Mir ist da eine Sache zu Ohren gekommen«, sagte er, »die mit äußerster Diskretion behandelt werden muß. Ihr werdet genau das tun, was ich Euch jetzt sage.«

Ogyūs ungewohnte Direktheit erregte Sanos Neugier.

»Heute morgen hat ein Fischer zwei Leichen aus dem Fluß gezogen, einen Mann und eine Frau«, fuhr Ogyū fort. Sein kleiner Mund verzog sich vor Abscheu. »Ein *shinjū*.«

Sanos Neugierde wuchs. Doppelselbstmorde aus Liebe waren beinahe so alltäglich – und sicherlich nicht minder verabscheuungswürdig – wie die Brandstiftung, deren Aufklärung Sano auf Befehl des Magistraten nunmehr dem *dōshin* überlassen mußte. Liebende, denen aufgrund familiärer Widerstände die Ehe verwehrt wurde, wählten häufig den gemeinsamen Freitod, in der Hoffnung, im buddhistischen Paradies auf ewig vereint zu sein. Doch weshalb verlangte Ogyū, daß er sich mit einem unbedeutenden *shinjū* befaßte?

Der Magistrat gab die Antwort auf Sanos unausgesprochene Frage. »Das hier wurde am Körper der Frau gefunden«, sagte er, nahm einen zusammengefalteten Brief aus seinem Schreibpult und hielt ihn Sano hin.

Sano erhob sich, schritt über den *shirasu* hinweg und nahm das Schreiben entgegen. Das dünne Reispapier knisterte in seinen Händen, als er den Brief entfaltete und die Schriftzeichen las, die von zarter weiblicher Hand mit Tusche geschrieben waren.

Ein Lebewohl dieser Welt, ein Lebewohl dem Tag
Wir gehen die Straße, die zu den Toten führt –
Womit kann man dies vergleichen?
Am Weg, der zum Friedhof weist, ein Kirschzweig,
Der niemals erblüht, weil der Frühling nicht kommt:
Wie traurig ist dieser Traum eines Traumes!

Noriyoshi (Künstler)
Niu Yukiko